

»Manfred also. Sagen wir »Freddie«. Hör zu, Freddie. Du kennst doch sicher den Geräteschuppen hinter dem Haus.« Ein rasches Nicken. »Dort gehst du jetzt hin und suchst die Schneefräse. Die Einfahrt hat ein bisschen zugeschneit gewirkt, als ich angekommen bin. Ich mag keine verschneiten Einfahrten. Verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Ja, Herr Winterscheidt!«

Ich lasse ihn los, und er stolpert nach hinten und macht sich aus dem Staub. Auf dem Weg nach draußen rennt er fast Konrad über den Haufen, der eben mit dem Hereintragen der letzten Gepäckstücke fertig wurde.

Ich zeige mit dem Finger auf die offene Haustür, durch die Freddie gerade getürmt ist. »Was bitte schön ist das?«

»Er ist fleißig und sehr lernbereit.«

»Er kann keinen vollständigen Satz bilden.«

»Du wirst ihn schon noch mögen.«

»Ich mag hier keinen so wirklich.«

Konrad brummt etwas, das ich nicht verstehe. Als einer der wenigen war er schlau genug, sich kleidungstechnisch auf mein Kommen vorzubereiten: dicker Pullover und wahrscheinlich drei Schichten Unterwäsche als Schutz gegen den Zug der offenen Fenster. Hinter dem hochgewickelten Schal sehe ich sein ernstes, zerfurchtes Gesicht, als er sich die Haube vom Kopf nimmt und sich durch das graue Haar fährt.

»Hat dir der Junge erklärt, worum es geht?«

»Sagen wir, er hat es versucht.«

Konrad setzt sich seufzend die Haube wieder auf. »Es gibt ein Problem. Nein, eigentlich gibt es sogar zwei Probleme.«

»Fang mit dem größeren an.«

»Es ist wieder ein Bergsteiger verschwunden.«

»Wie lange schon?«

»Abgängig ist er seit drei Tagen. Die Bergrettung sucht noch. Er war auf der Südwand unterwegs.«

Das wundert mich nicht. Die Schirauer Südwand ist meistens im Spiel, wenn Menschen verschwinden. Jahrzehntlang galt sie als unbezwingbar, weil sich an ihren schroffen Steilwänden die Sturmwinde brechen und kaum ein Tag vergeht, an dem der 4187 Meter hohe Gipfel nicht in eiskalten, tückischen Nebel gehüllt ist. Doch seit es einem Irren gelungen ist, die Spitze zu erklimmen, nämlich mir, glaubt jeder dahergelaufene Hobbyalpinist, er könne dieses Kunststück wiederholen, und sie alle machen den gleichen Fehler: Sie versuchen es im Sommer, wenn die Lawinengefahr am geringsten ist, dabei vergessen sie, welche Vorteile winterliche Bedingungen bei so einem Berg bringen. Nach bereits wenigen eisigen Nächten bildet sich vom Gipfel abwärts ein beinahe durchgehend begehbare Eisfeld aus Lawinenschnee, auf dem man nach oben *spazieren* kann, wenn man es geschickt anstellt. Der Rest ist natürlich Risiko. Selbst geringe Mengen Neuschnee wachsen dort oben zu einer tödlichen Megalawine heran, und mit Stein- und Eisschlag ist

in den Schluchten sowieso permanent zu rechnen. Wenn die Felspassagen nicht gerade brüchig sind, sind sie auf jeden Fall gefroren, was eine vernünftige Absicherung schwierig macht. Im Notfall heißt es dann: klettern mit bloßen Händen.

Seit meiner Erstbesteigung vor vier Jahren gab es achtundzwanzig Todesfälle. Jungspunde, Profikletterer, ganze Seilschaften – einfach verschwunden. Abgestürzt und vom Nebel verschluckt. Wie viele es davor erwischt hat, weiß Gott allein.

»Ich darf mich also wieder auf einen Besuch der Bergrettung einstellen«, fasse ich zusammen.

»Die waren sogar schon vorgestern hier. Ich habe gesagt, dass du erst morgen zurückkommst.«

»Wow, ein Tag Aufschub.«

»Mehr war nicht drin, die Zeit drängt. Wirst du es machen?«

Keine leichte Frage. Rettungseinsätze sind immer riskant. Wer die Schirauer Südwand bezwingen will, muss sich ganz auf seine Instinkte verlassen, muss extrem erfahren und furchtlos sein, und auch das Wetter ist ein entscheidender Faktor. An manchen Tagen spielt es dort oben regelrecht verrückt, der ganze Berg scheint im Sturm zu heulen, Blitze zucken über den Himmel, in dem es rumort wie in einem Hexenkessel. Und dann wiederum, wenn der Berg still und einsam in der Morgensonne glitzert, ist er einfach nur wunderschön. Ein stolzes Gebilde aus Stein und Eis, so friedfertig wie ein spiegelglatter Bergsee.

»Wirst du es machen?«, wiederholt Konrad.

»Der Typ ist doch längst tot. Abgestürzt oder erfroren.«

»Das hab ich denen auch gesagt. Aber sie versuchen es natürlich trotzdem weiter.« Konrad schaut in Richtung Waldrand. »Was das zweite Problem betrifft ... Nun ja, wie soll ich sagen ... Wir sind uns nicht ganz sicher, was es zu bedeuten hat. Am besten siehst du es dir selbst an. Oben bei der Teufelsmauer.«

»Hat das nicht bis morgen Zeit?«

»Es ist besser, wenn ich es dir sofort zeige. Solange wir noch Tageslicht haben.«

Er deutet auf den Horizont, wo die letzten Sonnenstrahlen gerade hinter den Bergkämmen verblassen.

»Wehe, wenn es nicht mindestens eine eingeschneite Leiche ist«, motze ich, während ich in den Wagen steige. Konrad zwingt sich wortlos auf den Beifahrersitz. Wir nehmen die schmale, steil bergaufführende Abzweigung, die sich nach wenigen Metern in einen Rumpelpfad verwandelt, der unmittelbar in den Wald führt.

Bis zur Teufelsmauer sind es etwa zehn Minuten Fahrt. Hoffentlich ist es dieser kleine Ausflug wert, dass ich dafür meine Dusche und das Abendessen verschiebe. Aber Konrad ist nicht der Typ Mensch, der meine Zeit verschwendet. Normalerweise schirmt er mich vor jeder Ablenkung ab, indem er einfach alles auf diesem Grundstück managt, von der Organisation des Küchenpersonals über die Abwicklung der Hauspflege bis zur Kooperation mit den Förstern, die die Wälder und Felder innerhalb und rund um das Grundstück in Schuss halten. Ohne Konrad würde hier gar nichts funktionieren.

Auf einmal kommen mir die Reisesstrapazen und der Jetlag ziemlich lächerlich vor – denn das hier, das ist der wahre Stress. In tiefe, dunkle Wälder zu fahren und nicht zu wissen, was dich erwartet.

Wohl keine eingeschneite Leiche.

Wobei Probleme nicht zwingend etwas mit Toten zu tun haben müssen.

Wir müssen die Stelle zu Fuß erreichen. Das Auto haben wir auf der Straße stehen lassen, die bei einem verwehrten Holzstoß einfach aufhört. Die letzten Sonnenstrahlen brechen durch die Äste und erzeugen ein trügerisches Zwielicht. Die Schneedecke ist mit einer hauchzarten Eisschicht überzogen. Die eng stehenden Nadelbäume tragen schwere weiße Kuppeln, zu unseren Füßen schlängelt sich ein vereister Bach den Boden entlang. Wie die Aorta eines toten Herzens liegt er da, glitzert gespenstisch in der frostigen Dämmerung.

Nichts regt sich hier, alles scheint farblos und leer. Bloß aus den Baumkronen rieseln Schneeflocken, die die Luft noch viel kälter erscheinen lassen, als sie es tatsächlich ist.

Konrad hat eine Taschenlampe dabei, mit der er die schnell wachsenden Schatten vertreibt. Wir marschieren steil bergauf. Nach so vielen Stunden im Flugzeug und danach im Auto fühlt sich die Bewegung herrlich an. Auch wenn ich eigentlich todmüde bin, weckt jeder Schritt neues Leben in mir.

»Hier in der Nähe müsste es sein. Dort vorne, glaube ich.« Keuchend sieht Konrad sich um. Der Hang, den wir die letzten Minuten hinaufgestiegen sind, endet abrupt vor einer breiten, steil in die Höhe ragenden Felswand, die »Teufelsmauer« genannt wird. An der oberen Kante befindet sich ein merkwürdiger, spitz zulaufender Stein, der an ein Horn erinnert. Daher der Name.

Als Kind bin ich da oft hinaufgeklettert. Ungesichert, mit meinen bloßen Händen. Ich wollte sehen, ob die Wand tatsächlich so hoch ist, wie sie von unten scheint, wollte die Sterne berühren, die von jedem Gipfel aus so nahe wirken. Damals wurde mir zum ersten Mal klar, dass sich jede Höhe überwinden lässt, solange man bereit ist, über seine Grenzen zu gehen. Das sagt sich so leicht – als ginge es bloß um einen Schritt, von einer Seite der Linie auf die andere. Am Ende ist es eigentlich auch nicht viel mehr als das, aber bis man es überhaupt an seine Grenzen geschafft hat, gehen Kriege verloren und Welten unter, so unwahrscheinlich weit ist das Möglichkeitsspektrum des menschlichen Körpers.

Nahe einem Fichtenhain, wo der massive Fels den Himmel verdunkelt, bleibt Konrad stehen. Mit der Kuppe seines Stiefels legt er eine vereiste Spur frei, die sich unter frisch gefallenen Nadeln versteckt hat. »Hier. Das da meine ich.«

Er beleuchtet die Spur mit der Taschenlampe. Ich gehe in die Hocke und sehe mir die Stelle genauer an.

»Ein Wolf?«, frage ich stirnrunzelnd.

»Wir sind uns nicht sicher. Ich habe es bereits dem Jagdverband und den Förstern gemeldet. Und ich habe auch mit den Nachbarn geredet, aber angeblich hat niemand ähnliche Spuren gefunden.«

»Hier hat es seit Jahren keine Wölfe mehr gegeben.«

»Genau deswegen wollte ich es dir zeigen.« Er stützt sich an einem Baumstamm ab und sieht mich an.

Natürlich ist mir klar, worauf er hinauswill. Wölfe sind gefährlich. Ich traf einst auf einen, da war hier noch gar nicht so viel los. Ich war acht Jahre alt. Wir begegneten uns auf einer Lichtung nicht weit von hier entfernt, es war Winter, und das Eis über den Bächen und Seen war dick. Ich habe nie verstanden, warum das Viech auf mich losging. An diesem Tag kam es ihm einfach in den Sinn. Er verfolgte mich bis weit auf den Staudensee hinaus, wo die Eisdecke schließlich so dünn war, dass ich und der Wolf darin einbrachen.

Bis heute sehe ich seine Augen, die glühend im dunklen Abgrund verschwanden. Als hätte ein grausamer Wille ihn bis zur letzten Sekunde am Leben gehalten, krallte sein Blick sich an mir fest. Er paddelte, kämpfte verzweifelt gegen den Sog der Tiefe an, doch der See zog ihn unaufhörlich nach unten, bis sein Körper nachgab und er mit der bodenlosen Schwärze verschmolz.

Unter dem Eis nimmt alles einen seltsamen grünen Schimmer an. Es ist dann, als wäre man von lumineszierenden Wellen umgeben, von einer Art Lebensform aus einer anderen Welt, die mit dir Kontakt aufnimmt. Ich war so lange unter Wasser, dass ich aufhörte, meinen Körper, meinen Geist zu spüren, und Teil der brennenden Kälte wurde. Und so trieb ich unter dem Eis dahin, eine Laune der Natur hielt mich bei Bewusstsein, bis mein Vater mich aus dem See zog und von diesem eisigen Grab wegbrachte. Und der Wolf? Der war verschwunden. Vielleicht war er der Letzte seiner Art gewesen. Gibt es rachsüchtige Geister unter Wölfen? Blödsinn. Geister hinterlassen keine Spuren.

»Wir sollten einen Jäger darauf ansetzen«, reißt Konrad mich aus meinen Gedanken.

»Geldverschwendung. Es könnte auch ein Luchs oder ein streunender Hund sein. So was erledige ich mit links.«

»Und wenn es doch ein Wolf ist?«

»Auch den erledige ich.«

Seine Miene bleibt ernst. »Bei Wölfen ist Vorsicht geboten. Mehr will ich damit gar nicht sagen.«

»Warten wir erst mal ab«, antworte ich und stehe wieder auf. »Setz Rudi und Tobias darauf an. Wenn wir in den kommenden Tagen noch mehr solcher Spuren finden, gehen wir der Sache nach.«

Im Licht der Taschenlampe sehe ich deutlich seinen unzufriedenen Gesichtsausdruck. Aber er nickt und leuchtet mir den Weg zurück zum Auto.

C A R O

Es gibt Postkarten davon. Natürlich gibt es Postkarten. Trotzdem bin ich für einen Moment vor Schreck wie gelähmt.

»Das ist die Südwand. Ganz schön imposant, was?« Der freundliche alte Ladenbesitzer, mit dem ich eben noch völlig unbefangen über das unberechenbare Schirauer Wetter und die Öffnungszeiten der umliegenden Seilbahnen geplaudert habe, nimmt eine der Postkarten aus dem Drehständer und legt sie zwischen uns auf den Ladentisch. »Die Steilwand an der Ostseite ist über zweihundert Meter hoch. Extrem gefährlich.«

»Davon hab ich gehört.«

»Sehen Sie diesen kleinen Bereich ganz oben, knapp unterhalb des Gipfels? Nennt sich Himmelssprung. Eine Schlucht. Gut vier Meter breit und der Teufel weiß, wie tief. Der Zustieg dorthin ist schon eine Wucht. Und wenn man erst mal dort ist, heißt es Endstation. Es gibt kaum eine Möglichkeit, diesen Abgrund zu überqueren.«

»Kann man die Schlucht nicht umgehen?«

»Hat man versucht, aber bisher wurde keine sichere Route gefunden. Sie kennen sich aus im Bergsteigen?«

»Ich komme so über die Runden.«

»Dann sind Sie hier genau richtig. Schirau verfügt über eines der dichtesten Netze an Klettersteigen in ganz Europa. Ein Fest für Alpinisten! Was haben Sie denn alles geplant?«

»Noch nicht so viel. Ich bin auch keine wirkliche Alpinistin, ich ... ich war nur mal mit einem Bergsteiger zusammen. Er hat mich auf ein paar harmlose Gipfel gezerrt, das war's auch schon.«

»Wissen Sie, das Fieber kann einen oft ganz unerwartet packen. Vielleicht müssen Sie bloß den richtigen Berg finden, der die Lust in Ihnen weckt. Aber versuchen Sie sich bloß nicht an diesem Monstrum, ich beschwöre Sie. Der Abgrund, von dem ich zuvor gesprochen habe, der hat es in sich. Ich kann mich an einen speziellen Fall erinnern, da hat sich eine Gruppe daran versucht, den Berg zu erklimmen, dreimal dürfen Sie raten, wie viele davon noch leben. Ich sag's Ihnen: einer. Und dem fehlt jetzt ein Bein.«

Ich nehme die Ansichtskarte in die Hand und schaue mir das Monster etwas genauer an.

Das Foto wurde bei strahlend blauem Himmel geschossen. Nur eine einzige kleine Wolke kratzt am schneebedeckten Gipfel, der die umliegenden Berge um ein gutes Stück überragt. Die berühmt-berüchtigte Schlucht, an der so viele ihr Glück versuchen, liegt erstaunlich weit oben. Kaum vorstellbar, es überhaupt bis dorthin zu schaffen, geschweige denn darüber hinaus. Mein Magen krampft sich zusammen. Bereits vor sechs Monaten haben mir die sparsamen Schilderungen der Bergrettung den Rest gegeben. Aber wozu bin ich hergekommen, wenn ich mich jetzt wieder vor der Realität verstecke?